

Die unerreichbaren Nächsten – Sucht und Angehörige

von Dieter Lattmann

Es gibt Zahlen, deren Ausmaß und Bedeutung für das Leben unzähliger einzelner Menschen kaum vorstellbar sind. Dazu gehört für mich die Mitteilung der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, dass es in der Bundesrepublik etwa 8 Millionen Angehörige von Suchtkranken gibt. Mehr als Hunderttausend Menschen sterben in unserem Land jährlich an den Folgen des Rauchens. Vielleicht halb so viel, rechnet man, durch Alkohol und mehrere Tausend an solchen Drogen, deren Gebrauch das Betäubungsmittelgesetz unter Strafe stellt. In jedem Fall ist die Dunkelziffer erheblich. Wolkenbänke an Daten überschatten das weite Feld eigener Einsichten. Fast jede Neuigkeit möchte Sensation werden. Die auf Zeit an die Macht Gewählten können ohne die Leihgaben der Demoskopie kaum noch mit der Bevölkerung verhandeln. Und doch erfahren wir auch im Wissenszeitalter vor allem, wie wenig wir wissen.

Wenn ich derlei Zahlen lese, schwirren mir die Wut und der Hass, die Verlorenheit und das Bemühen um den Kopf, die ich bei meinen Erkundigungen in den Dimensionen der Sucht angetroffen habe. Ich muss meine Restnaivität immer wieder zurückgewinnen, um bei meinem Leisten zu bleiben, der Schriftstellerei. Ich kann nur mit den Mitteln meines Berufs arbeiten. Sucht im nahen Lebenskreis hat auch mich ratlos gemacht. So habe ich versucht, dieser Ratlosigkeit nachzuspüren und mich mit anderen im gemeinsamen Suchen nach Erklärbarem zu treffen. Nicht nur für Suchtkranke ist die Gruppe eine Rettung, sie kann es ebenso für Angehörige werden.

Kreative Berufe unterhalten eine Verwandtschaft zu Süchten. "Kunst kommt von Krise", so bekräftigte das erst unlängst eine führende Zeitung. "Kunst" sei "das Produkt von Ungebundenheit und Tollkühnheit, von Rausch und Irrsinn, von Mut und Maßlosigkeit." So wahr das sein kann, gilt oft auch das Gegenteil. Und die Politik, in der ich für acht Jahre ein Bundestagsmandat erwarb, hat nicht nur dicht an legale Rauschmittel gebaut, sie kann selbst zur Droge werden. Eines Tages konnte ich die Augen nicht mehr vor meiner eigenen Gefährdung verschließen, auch nicht vor Suchtschicksalen in meiner Nähe. Wer nach langem Unbegreifen der Ohnmacht vor der Sucht nicht alles überlassen will, muss sich auf einen langen Weg machen.

Überfüllt mit angelesenen Auskünften habe ich als Autor meine Hilflosigkeit handelnd umzuwandeln versucht. So weit es möglich war, bin ich in die Szene hinein gegangen. Das Private und das Berufliche ließen sich nicht trennen. Mit Hilfe von Ärzten, denen ich dankbar bleibe, konnte ich während mehrerer Monate in einem Krankenhaus, einer Entzugsstation und einer Langzeit-Therapie-Klinik für mehrfach Abhängige hospitieren. Dass Kleingruppen überwiegend sehr junger Leute mich aufnahmen, lag wohl an der Frage, die ich mir stellte und vor ihnen aussprach: "Kann ein Vater auch etwas richtig machen?"

Ich könnte nicht über den eigenen Sohn schreiben, den wir durch Sucht verloren haben. Aber ich versuche, mit vielem, was meine Frau und ich inzwischen durch die Gemeinsamkeit mit anderen Angehörigen und unsere Arbeit im Rahmen der Suchtkrankenhilfe gelernt haben, so umzugehen, dass die Niederschrift dieser Erfahrungen vielleicht auch anderen nützen kann.

Lernen, Grenzen zu setzen

In der ersten Phase meiner Lehrzeit war es, als klängen mir öfter zwei Sätze entgegen. "Wir bekommen sie erst, wenn sie umkippen", sagte manche Krankenschwester angesichts von Sucht-Vergifteten in einer Notaufnahme des Inneren, wenn der Sanka sie brachte. Und: "Wir wissen zu wenig von ihrem Davor", empfinden viele, die in der Suchtkrankenhilfe arbeiten, wenn Alkoholiker und Junkies in Entzug und Therapie angelangt sind. Wie lassen sich Umwege des Nichtwissens zwischen Angehörigen von Süchtigen und den Therapeuten verkürzen?

Eltern, Ehefrauen, die Familie, Freundinnen und Partner von Suchtkranken haben, wie ihre unerreichbaren Nächsten, in langen Jahren ihre Ohnmacht einsehen müssen. Sie wissen vieles von

Anfang, und gerade darum fällt es ihnen oft schwer, sich vor Fachleuten verständlich zu machen. Hinter manch zudringlichem Fordern der Eltern für ihre Kinder steckt eine Tonlosigkeit, die persönliche Ursachen und Folgen im Unklaren lässt. Wie viele Besucher erscheinen im Prozess der Therapie als Störende! Einige ähneln kaum den Bildern, die Süchtige in Kleingruppen von ihnen entworfen haben. Andere wurden durch Hebammenkunst von Therapien so verblüffend zur Welt gebracht, dass man sie gleich erkennt, wenn sie vor der Kliniktür stehen.

Es ist wichtig nicht nur für sie selbst, sondern ebenso für ihre suchtkranken Nächsten, dass Angehörige aus ihrer Isolation in Hilflosigkeit und Scham herausfinden. Und: dass sie ihre Erfahrungen unter einander zu erkennen geben, wo möglich auch austauschen. Wenn sie sich zusammen tun und durch vereinte Initiativen ihre Forderungen an die Politik stellen, wird sich ihre Millionenzahl nicht länger in Vereinzelung ignorieren lassen. Manchmal haben Angehörige mehr und länger unter ihrer Co-Abhängigkeit zu leiden als Süchtige, die im Zentrum kollektiver Ängste der Gesellschaft ungleich stärker beachtet werden. Suchtkranke sehen die immense öffentliche Hilfe, die in Einrichtungen des Gesundheitswesens mit Tausenden von Ärzten, Psychologinnen, Sozialpädagogen, Streetworkern für sie bereit steht, meist als das selbstverständliche Minimum an, auf das sie Anspruch zu haben meinen. Sie sehen sich ganz und gar als Opfer und sind dabei Täter gegen sich selbst.

Vielleicht ringen sich die nächsten Mitbetroffenen in den Familien, Gruppen und Partnerschaften auf Grund ihrer Leiderfahrung eher als manch für staatliche und kommunale Suchtkrankenhilfe Verantwortliche dazu durch, Grenzen zu setzen. So erklärte die Sprecherin einer bundesweiten Elterninitiative: "Jede Akzeptanz süchtigen Verhaltens führt tiefer in die Abhängigkeit. Keine Gesellschaft sollte es sich leisten, die Selbstaufgabe abhängiger Menschen hinzunehmen."

Wenn ich mir die jungen und nicht mehr so jungen Junkies und Alkoholiker vor Augen rufe, von denen ich Näheres weiß, scheint es mir bei allen Unterschieden eine Gleichartigkeit ihrer Lebensläufe zu geben. Unwiederholbar sind die Menschen – müssen wir sagen: noch? Wiederholbar ist die Sucht und was sie aus ihnen macht. Wie lassen sich die frühen Kennzeichen späterer Abhängigkeit auffinden? So blind Angehörige gegenüber ihren Nächsten häufig erscheinen, wenn die Katastrophe eintritt und es ums Überleben geht, wird ihre Erinnerung nicht selten helllichtig. Das könnte zu Therapien beitragen, bliebe es nicht so oft unentdeckt. Die zu Suchtkranken gehören werden nie aufhören, sich zu fragen, wie alles kam. Ihre Erklärungen bleiben subjektiv, ahnungslos sind sie nicht. Auch ich habe, wo ich am nächsten betroffen war und bleibe, nur Vermutungen.

Es gibt Wunschkinder, die sich nicht ins Leben wünschten und eine flehentliche Sanftheit zu ihrer Verteidigung aufbringen. Wie sollen junge Eltern das verstehen? Es schmerzt, die Lebenstrauigkeit dieser Kinder zu sehen, die durch ihr Lächeln bricht, geschmückt mit Begabungen. Sie sind liebenswert und werden geliebt. Eltern neigen dazu, solche Kinder zu verklären, und tatsächlich bringen die etwas mit auf die Welt, das man nicht allein lassen darf. Es gibt eine Sensibilität, die der Brutalität eines Teils der Mitmenschen niemals gewachsen ist. Früh werden Kindern wie diesen die Augen schwer, und manche suchen, kaum halbwüchsig, ihre Depressionen in der nächsten Drogenszene loszuwerden. Meist bemerken die Eltern den Anfang nicht einmal.

Wohin gerät unsere Hoffnung, ein Kind werde sich freuen, geboren zu sein, wenn es als heranwachsender Mensch die Zumutung zu leben als unbarmherzig ansieht? Ich erinnere mich, wie wir Bürgerkinder der Weimarer Republik dazu erzogen wurden, Vater und Mutter – in dieser Reihenfolge – dankbar zu sein für das Leben, das sie uns schenkten. Später als Soldat habe ich mich über den mütterlichen Glauben an das Leben gewundert, der die Granaten nicht hatte kommen sehen. Es hat lange gedauert, bis ich es wagte, über die Selbstherrlichkeit der Zeugung nachzudenken. Wir sind als junge Leute gar nicht auf die Idee gekommen, keine Kinder zu haben.

Als die Söhne größer waren, gab es Zeiten, in denen ich ihnen in meinen Gedanken Abbitte tat. Ich wünschte nichts mehr, als dass sie Freude fänden in der Welt, die so erfreulich nicht war.

Schließlich brachen die Söhne ebenfalls, wenn auch anders aus ihren Fugen. Ich weiß nicht, wie es sonst gehen soll zwischen Eltern, Kindern und Enkeln als mit diesen ewigen herzlichen Zweifeln. Wenn die Sucht dazwischen tritt, verändert sich alles. Es hat eingeschlagen. Wir schrecken auf. Jeder Raum beginnt sich vor Bangen und Hoffen zu dehnen.

Die Robusteren unter den Jugendlichen spielen mit den Drogen. In der Kettenreaktion ihrer Jahrgänge suchen sie Anstoß am Bestehenden und finden ihn im Aufstand gegen die Langeweile. Nur weg von zu Hause! Selbstbewußt schlucken sie, was ihnen geboten wird, feiern das Glücksgefühl jeder Steigerung und wenden sich nach vergeblicher Hilfeleistung von den Gleichaltrigen ab, die in der Sucht stecken bleiben. So war es nicht gemeint. Fun, Spaß, Event starten das nächste Wettrennen, und Medien sponsern den rasenden Verbrauch von *People-Highlights*. Das Sprichwort aus dem Westöstlichen Diwan: "Jugend ist Trunkenheit ohne Wein", wenn es je wieder auftaucht, erntet höchstens noch ein Gelächter. Im Übrigen wissen wir, die meisten, die in jungen Jahren eine Zeitlang mit Drogen herumschleudern, wollen nicht an der Szene festkleben. Sie lassen die illegalen Drogen eines Tages von allein wieder und halten sich mehr oder weniger an die legalen, als wäre das tatsächlich die Grenze.

Junky-Stories laufen

Die Minderheit, die mit Haschisch beginnt und mit Heroin oder Kokain endet und nach fünfzehn oder zwanzig Jahren vielleicht wieder auftaucht oder nie: diese Minderheit betrügt sich bis zur Katastrophe selbst, indem sie sich vormacht, sie habe alles im Griff. Jederzeit könne eine oder einer aufhören, wenn sie nur wirklich wollten. Und das auch noch, wenn sie längst anschaffen gehen. Wenn sie zu Einbrechern und Straßendieben werden, Parfüm, Whisky, Laptops, Recorder, CDs und teure Handys aus Supermärkten abschleppen, dem Vater die Euro-Scheckkarte klauen, auch noch seine Geheimnummer klarkriegen und tagelang sein Konto abräumen. Von der Sorte ist der Stoff, den schrille Medien ihnen abkaufen. Junky-Stories laufen. Clean-Geschichten sind angeblich zu trocken. Keiner will die Mühsal hören. Heißt es. Ich glaube das nicht.

Wenn ich die abgestürzten Alkoholiker und Junkies in unserem Bekanntenkreis vor mir sehe, die davongekommen sind, trocken und clean, stärker in ihren Berufen, als sie vorher waren, und mehr als Persönlichkeiten, mache ich anderen und mir Mut. Den einen haben zuerst Anonyme Alkoholiker geholfen und helfen weiter. Die anderen geben Beispiele für kalten Entzug und Therapie. Und keiner von ihnen wird je wieder sicher sein vor sich selbst. Was war es, das sie unterschieden hat von den anderen, die nicht freikamen?

Ich glaube, sie hatten Glück damit, wer zu ihnen stand und in welche Hände sie kamen. Sie besaßen wohl auch etwas wie eine Eiserne Ration an Substanz. Mir will scheinen, Sucht ist nicht zuletzt eine Autoimmunkrankheit gegen die Psyche, eine Krankheit an sich selbst, die das Ich lähmt.

Wer Suchtgefahren früh bei seinen Kindern erkennen will, muss zuerst sich selbst erkennen. Wir alle stecken so tief in den Süchten heutiger Lebensformen, dass wir sie oft nicht mehr wahrnehmen. Der dringendste Rat der Prävention lautet immer noch: Alles dafür zu tun, dass Kinder und junge Leute lernen, auf den eigenen Füßen zu stehen und sich einmal ihre Unabhängigkeit durch nichts und durch niemanden nehmen zu lassen. Das Gegenteil wird ihnen täglich vom Konsum-Wahn und der Heiligsprechung des Marktes eingepflegt. Ein Wirtschaftssystem, das davon lebt, dass unzählige Leute immerzu Sachen kaufen, die sie gar nicht zum Leben brauchen, macht es seinen Zeitgenossen schwer, sich nicht anzupassen. Noch schwerer wird es ihnen gemacht, die eigenen Kinder glaubwürdig zu überzeugen, dass es ihnen nützt, wenn sie nicht immer begehren, was Spielgefährten und Mitschüler ihnen stolz als Besitz vorführen. Sind es doch Kinder, die das Fernsehen vor Nachahmungswünschen und auch Gewalt offensichtlich weder beschirmen will noch

kann. Eines Tages werden viele von ihnen eine Prävention brauchen, die den Abgrund zwischen Größenphantasien und Minderwertigkeitsgefühlen mit erfragbarer Wirklichkeit füllt.

Jede Unwahrhaftigkeit beginnt mit der Sprache. Unsere Kinder wachsen damit auf, dass immer mehr Dinge anders sind, als sie heißen. Wörter tragen nicht nur ihre Moden mit sich, sondern auch ihren Widersinn. Unsere öffentlichen Mechanismen sind einem allgegenwärtigen Paradox unterworfen. Würde es aufgedeckt, könnte es in seinem Mainstream nur lauten: **"Sei ein Individualist! Tu, was die anderen tun!"**

In der Tat sind die Widersprüche zwischen Behauptung und Wirklichkeit auf allen verkehrsreichen Bewusstseinskreuzungen so enthüllend, dass die Verantwortlichen für diese Veranstaltung, wir alle, uns nicht wundern müssen, wenn junge Menschen die Verhaltensschlüssel der schon länger Erwachsenen oft nur verächtlich finden können.

Das "Individuum" als Konsumartikel

Die reife Frucht unserer abendländischen Kultur, die Idee vom Individuum, begründete die Freiheitsrechte der einzelnen. Beide, Individualität und Liberté, sind gemessen an ihrer Geschichte inzwischen auf Konsumartikel herabgekommen. Wie könnte es sonst geschehen, dass beide in den Netzwerken der Süchte in einer Verkehrung der Begriffe flattern, die immer neu den fatalen Glanz auslösen? Immer neue Jahrgänge verbinden mit ihrem Freiheitsanspruch auch das Recht auf die Droge. Und das, obwohl erwiesen ist, wie rasch Sucht das absolute Gegenteil von Freiheit auslöst, nämlich Sklaverei. In der totalen Abhängigkeit gaukelt sich das verramschte Individuum für den nächsten Schuss noch Prostitution, Bettelei oder kriminelle Beute als erträglich vor. Es ist, als wäre die Faszination dieser Begriffsverwirrung jedem Dope beigemischt, sie rekrutiert Nachschub.

Was können Angehörige tun? Es gibt so vieles, was sie vom Handeln abhält. Sie stellen den eigenen Standpunkt in Frage. Sie wissen, es gibt keine eindeutigen Ursachen für die Sucht ihres Kindes, ihres gleichaltrigen Nächsten und auch nicht für das eigene Mitgefangensein. Alles Urteilen erscheint ihnen aufgefächert. Vorbilder sind nicht mehr erblich. Die Zweifel am eigenen Tun wiegen schwerer als früher die Gewissheiten. Ein improvisierendes Prinzip der Anschauungen wechselt jeden Augenblick die Qualitäten, und eine grenzenlose Liberalisierung scheint zu allen Ansichten auch den Gegensatz zu rechtfertigen.

In der Auflösung fester Umrisse nimmt den Angehörigen keiner das Erspüren ihrer Mitverantwortung ab. Sie müssen sich den für sie einsehbaren Gründen stellen. Anders können sie nichts zur Bewältigung des unerträglichen Zustands beitragen. Was ist es, das die Fremdheit auslöst? Dass wir den nächsten wichtigen Menschen nicht mehr erreichen, selbst wenn er eben noch vor uns steht! Er sieht uns traurig an, und seine Gedanken segeln weit von uns fort. Wir spüren, wie alle Worte nicht gelingen, die kleinste zufällige Berührung ihn erschreckt und seine Hand in der eigenen keine Wärme mehr gibt, kein Gewicht mehr wiegt. Die Zeit ist vorbei, als wir noch dachten: Ach, das ist die Pubertät, warte nur ab, das wird sich auswachsen. Es knallen keine Türen mehr. Alles bewegt sich stumm.

Es gibt wohl keinen an einem Süchtigen hängenden Menschen, der nicht in die Schluchten der Schuldgefühle hinunter gestürzt ist. Sich da wieder herauszuarbeiten, ist eine mit Verstand und Herz nie sicher zu leistende Mühe. Logik allein nützt dabei wenig, weil unaufhörlich Querschläge den Ausstieg aus den Tiefen versperren. Wenn ein Angehöriger nach allem Auf und Ab endlich wieder dort angekommen ist, wo oben sein soll, schaut er sich als veränderter Mensch um und sucht nach seinesgleichen.

Was habe ich falsch gemacht?

Jede Familie oder Gruppe, die Sucht erfahren hat, kennt ihre eigenen Geschichten. Da war ein Sohn, der seinem Vater eines Tages sagte: "Bei euch standen immer so viele Flaschen herum. Ihr habt es gar nicht gemerkt." Dass er mit vierzehn Jahren den wichtigen Morgen seiner Konfirmation versäumte, war für die Eltern schwer zu begreifen. Es beruhigte sie, als er mit seinem Pfarrer sprach und zwei Sonntage später die Feier mit einer Behindertengruppe nachholte. Es zeigte sein Bemühen, aber er wollte dabei nicht von ihnen begleitet werden. Dass er beim ersten Mal nachts davongegangen und wohl erst in der Frühe betrunken in sein entlegenes Zimmer in einem anderen Stockwerk heimgekehrt war, reimten sie sich erst später zusammen. Da war er schon ein immatrikulierter Schankkellner, wohnte woanders, erschien ab und zu auf Besuch und war freundlich abwesend. Fragen störten ihn, er schwieg oder gab nur halbverschluckte Auskünfte. Nach und nach fiel den Eltern auf: Wenn er überhaupt einmal von sich sprach, kam meist das gleiche heraus, als wäre in seinem Kopf ein Stillstand eingetreten.

Für Angehörige kehren immer die Fragen wieder: Was habe ich falsch gemacht? Was muss ich erkennen und neu beginnen? Das kann jeder nur sich selbst beantworten. Da gibt es die Mutter, die ihrem Kind, wenn es klagte, ihm täte der Kopf weh, von früh an eine Tablette gab, anstatt – falls nichts Ernstes absehbar war – zu sagen: Halt den Kopf unter Wasser und lauf einmal ums Viereck! Da ist der nachgiebige Vater, der geliebt sein wollte und es nicht über sich brachte, die Wand abzugeben, die Heranwachsende gebraucht hätten, um dagegen an zurennen. Oft sind es scheinbar kleine Versäumnisse, die – wenn sie zur Regel werden – große Wirkungen haben.

Vernachlässigen wir nicht aus Schwäche, wie wichtig es ist, dass Kinder lernen, ihren Willen zu üben, nicht um noch mehr geschenkt zu bekommen, vielmehr um sich auch einmal selbst zu überwinden? Warum wirkt es altmodisch, überhaupt noch zu verlangen, etwas Unangenehmes selbstverständlich und ohne Lobanspruch zu tun? Und wieso gilt es als unbarmherzig, von Halbwüchsigen weniger Selbstmitleid mit den Empfindlichkeiten des Ego und mehr Zivilcourage für die allgemeine Sache zu erwarten? Sensibilität, die nur der eigenen Person gilt, ist keine. Wenn ich an die raren Menschen denke, die in meinem Leben zu persönlichen Vorbildern wurden, weiß ich, sie waren liebend und streng. Mich beeindruckte, wie sie an ihren Überzeugungen festhielten und doch an der Weite ihres Verstehens nie zweifeln ließen. Eine mütterliche Freundin wurde 97, zu ihr pilgerten drei Generationen. Bis zuletzt lebte sie mit einer Schar von Urenkeln, Enkeln und Freundeskindern in ihren Gedanken, schrieb unvergleichliche Geburtstagsgrüße und hatte für alle, die sie einzeln besuchen kamen, immer ein Wort, das die mitnahmen und manchmal heute noch erinnern.

Die Konsequenz begründeten Neinsagens

Unsere Väter hatten aus ehernem Gehorsam politisch wenig verstanden und als Staatsbürger fast alle in der Diktatur versagt. Mich hat es Anstrengung gekostet, Ungehorsam zu lernen. Und als ich Vater wurde, noch mehr Überwindung einzusehen, dass Eltern nicht so viel laufen lassen dürfen, wie sie das gern tun. Nach den Erziehungsorgien, die über unsere Jahrgänge hingingen, war es schwer möglich, gegenüber den eigenen Kindern anders als dem Bemühen nach liberal zu sein. Später haben mir die Söhne erklärt, ich wäre es zu sehr gewesen. Das hat mir zu schaffen gemacht. Die schrecklichen Folgen erzwungenen deutschen Gehorsams lasten noch immer auf uns. Ich glaube, der Zusammenbruch der bürgerlichen Moral in der Nazizeit und im Krieg wirkt heute noch in der Maßlosigkeit nach, mit der sich die restaurierten Autoritäten der Bundesrepublik auf die Glaubenssätze des Materiellen gestürzt haben. Auch daher scheint ein Teil der diffusen Konturlosigkeit zu rühren, in der Begriffe wie Selbstbestimmungen schwanken. Auch redliches Bemühen weiß nicht mehr, woran es mit sich und den anderen ist. Das eigentlich Neue wäre heute die Konsequenz begründeten Neinsagens an Ort und Stelle, wo sie gebraucht wird.

Gewiss ist es nicht ratsam, einen Halbwüchsigen zu zwingen, wenn der sich nicht selbst bezwingen will. Aber wenn er das einfach nicht tut, entsteht die bewusste Lücke. Wer schließt sie? Nach beschämenden Erfahrungen mit der Lautstärke verstummen viele Eltern. Sie weichen dem Konflikt um Verhaltensregeln aus. Das überhöht die Erwartung an Lehrende und das allgegenwärtige Laientum unseres psychologisierten Ambiente. Da ist immer die Sorge: Wenn ein Kind auf und davon geht, wer holt es wieder ein? Niemand möchte noch Zwang im Privaten, aber jenseits der eigenen Fenster und Türen schaut die Ratlosigkeit nach staatlicher Aufsicht aus. Manch chronische Unsicherheit der Älteren gegenüber Jüngeren könnte Teil der vielschichtigen Suchtursachen sein. Wie ja die Unsicherheit, sich zu entscheiden, überhaupt ein Kennzeichen des aktuellen Reichtums an Möglichkeiten ausmacht.

Eine neue Inspiration vom Ich

Solange die Geld-Gesellschaft mit dem Materialisieren sämtlicher Wertbegriffe süchtig auf allen Kanälen die Idee der Freiheit verspielt, haben die nach dem Gesetz Süchtigen um so mehr Not, ihre Unterwürfigkeit unter die Droge zu überwinden. Mir scheint, wer sich die Kraft dazu erarbeiten will, braucht neben der Hilfe zur Selbsthilfe eine neue Inspiration vom Ich und dem eigenen Platz auf der Welt. Etwa 15 % der Bewohner der Bundesrepublik sind suchtkrank oder haben als Angehörige mitleiden. Und das Betäubungsmittelgesetz ist dieser Situation nicht gewachsen.

Es betäubt vor allem eines: das öffentliche Bewusstsein. Denn es rechtfertigt das Tabu, das Junkies und Polytoxikomane, die von mehreren Rauschmitteln Abhängigen, in die Umzäunung für Sündenböcke einsperrt und die viel mörderischeren Drogen Alkohol und Nikotin bedenkenvoll akzeptiert. Die Parlamentarier, die das Gesetz in heutiger Fassung beschlossen, dachten nicht daran, es mit den Finanzmächten aufzunehmen, die Malströme von Drogen um den Globus lenken und das mit Waffengeschäften verknüpfen. Die Fiktion der Trennwand zu den illegalen Substanzen aufrecht zu erhalten, galt nicht nur den Steuermilliarden, mehr noch der Verflochtenheit der Machtstrukturen mit legalen Begierden. Zudem bleiben die Mannbarkeitsriten der Politik tief in Alkohol getaucht.

Gegenwärtig irren Ziele und Methoden der Suchtkrankenhilfe einmal wieder zwischen Kriminalisierung und Liberalisierung hin und her. Es gibt kaum noch Zweifel, dass für Schwerstabhängige Substitution mit Entzugshilfen bei therapeutischer Begleitung erforderlich ist. Aber manche Programme zur Milderung bislang unausweichlicher Not wirken, als wären sie von Ghostwritern der Pharmaindustrie verfasst. Dem entspricht, dass medikamentengestützte Entzüge nicht selten großzügiger finanziert werden als das Bemühen Süchtiger, ohne Medikamente zu entziehen. Die Diskussion um geschützte Konsumräume für mitgebrachte Drogen, um sterile Spritzbestecke in Automaten oder das vielberufene Methadon ist nur mit Gelassenheit vom ideologischen Gestrüpp zu trennen. Angebliche Rezepte für "Turboentzug" halten den Menschen für eine Maschine. Phänomene der Sucht sind nicht geschichtslos. In Ländern und Kontinenten, wo Schlafmohn und was daraus hergestellt wird immer schon eine Rolle gespielt haben, gab es phasenweise eine Kultur, die damit umzugehen wusste. Bei uns stürzen sich Überschwang und Nachahmung wie wild darauf und wollen nicht wahrhaben, wie jäh aus Spaß Verzweiflung wird. Niemand wird gezwungen, Drogen zu nehmen. Was haben wir ihnen angetan, dass halbe Kinder sich vollknallen mit Betäubung, als wäre das Leben, auf das wir sie vorbereiten, auf gar keinen Fall zu ertragen! Und alles immer im Namen der Freiheit, als gälte es, frei zu sein, um sich zu zerstören. Was suchen wir nicht alles zu klären und zu erklären! Vor den Geschehnissen der Sucht stehen wir wie vor einem Unglück, als wäre es nicht zu verhindern. In der Wahrnehmung der Ursachen fehlt in der Gesellschaft, die jeden Gedanken an Umkehr von sich weist, eine ganze Dimension: die Glaubensleere. Auch Analytiker unterschätzen die Sehnsucht des Menschen nach dem Metaphysischen nicht selten.

Nur Religionen und einige Philosophien haben es verstanden, Menschen im Unerklärlichen ruhen zu lassen. In dem Maß, in dem Kirchengläubigkeit abnimmt und zusammengefasste Vorstellungen der Weltreligionen sich erweitern, haben Sucht und Unfähigkeit, von irgendetwas bis auf den Grund überzeugt zu sein, vielleicht mehr miteinander zu tun, als punktuelle Betrachtungsweisen berücksichtigen. In der Trümmerarbeit der Therapien scheint bei den meist sehr jungen Teilnehmenden in Kleingruppen diese Dimension gar nicht vorhanden zu sein. Oder sie ist so zugeschüttet, dass sie nur schwer auszugraben sein wird. Psychotherapie rührt wie aus einer beruflichen Abwehr nur selten an das Spirituelle. Und doch leisten die aus ihrer Hölle der Abhängigkeit noch einmal Davonkommenden, wenn sie es durchstehen, auch eine Art stellvertretender Selbstüberwindung, die viele scheinbar Normale nie erreichen.

Die Kirchen mit ihren eigenen Einrichtungen der Suchtkrankenhilfe hätten hier ein weites Feld der Möglichkeiten, sich von allen anderen Großgruppen in deren materieller Befangenheit zu lösen. Aber so kenntnisreich und genau an der Basis ihrer Hilfsdienste im Einzelnen gearbeitet wird, hört man von ihrer Leitung zu dieser lebensbedrohenden Not wenig Deutliches. Gebraucht wird eine Kirche, die den Konflikt mit den Verschweigeritualen wider die allumfassenden Gründe der Sucht in der Gesellschaft aufnimmt. Wenn dies keine Sache des Glaubens ist, was dann?

Ich sehe diese ganze Herausforderung vor mir im Bild einer Grundsee: Immer mehr Tagesereignisse in der beschleunigten Welt kräuseln nur noch die Oberfläche unseres Wasserspiegels. Grundseen wühlen die Wogen vom Meeresboden auf, sie kehren das Unterste zuoberst, bringen Gefahr mit sich und können Schiffe umschlagen oder davonkommen lassen. Es gibt einen Ozean der Seele. Und die Grundseen der Therapien suchen Getriebene vom Senkblei der Sucht zu befreien.

Nach einem Sendemanuskript für die Reihe "Evangelische Perspektiven"
des Bayerischen Rundfunks, 2001

Die Verwendung dieses Textes ist nur zu privaten Zwecken gestattet.

Alle Rechte liegen beim Autor.

Kontakt zum Autor über:

ZENIT Verlag, Lindwurmstr. 199, 80337 München,

Tel. (089) 74 66 59 –77, Fax -78

www.zenit-verlag.de